In: Tóth, József (szerk.): Nyelv, kultúra, megértés: új kutatási irányok a humán tudományok területén. Budapest: Akadémiai Kiadó/Veszprém: Pannon Egyetemi Kiadó 2025. DOI: 10.1556/9789636641009.2.

Csaba Földes
ORCID: 0000-0002-4711-2072
E-Mail: foeldes@foeldes.eu
Web: www.foeldes.eu

„Gendergerechte Sprache“? Argumente und Dilemmata im Hinblick auf Deutsch als Mutter- und Fremd-/Zweitsprache

Zusammenfassung

„Gendergerechte Sprache“ gehört heute im deutschen Sprachraum zu den Themen, über die sehr emotional debattiert und gestritten wird. Vor diesem Hintergrund bietet der vorliegende Beitrag eine strukturierte aktuelle Problemübersicht aus germanistisch-linguistischer Sicht und beleuchtet sowie diskutiert diese Aspekte im Hinblick auf Deutsch als Erstsprache wie auch auf Deutsch als Fremd- bzw. Zweitsprache und Auslandsgermanistik. Nach einer ausführlichen und kritischen Auseinandersetzung mit Möglichkeiten und Problemen einer genderorientierten Sprache wird für mehr Sachlichkeit und Gelassenheit beim Diskurs plädiert und eher die Bezeichnung „geschlechtersensible Ausdrucksweise“ oder „geschlechtersensibler kommunikativer Habitus“ vorgeschlagen.

„Gender-fair language“? Arguments and dilemmas with regard to German as a First and Foreign/Second Language

„Gender-fair language“ is a very emotionally charged and highly debated topic in the German speaking area today. Against this backdrop, this article offers a structured and current overview of these issues from the perspective of Linguistics and Germanic Studies. These aspects are explored and discussed with regard to German as a First Language as well as German as a Foreign or Second Language and Foreign German studies. After a detailed and critical examination of possibilities and problems of a gender-oriented language, the article pleads for a more objective and composed discourse and rather proposes the use of the term „gender-sensitive way of expression“ or „gender-sensitive communicative behaviour“.

1 Thematischer Einstieg und Betrachtungsziele

Wie aus Studien hervorgeht, legen die Deutschsprachigen in Deutschland nicht gerade ein großes Maß an Sprachinteresse und Sprachloyalität an den Tag. Eine vom Institut für Deutsche

Sprache in Mannheim durchgeführte repräsentative Umfrage im Oktober 2008 mit 2004 Probanden ergab, dass nur ein Drittel der Befragten (34,8%) starkes oder sehr starkes Interesse an Sprache hatte, was im Umkehrschluss bedeutet, dass sich zwei Drittel gegenüber der Sprache relativ gleichgültig verhalten (siehe Gärtig/Plewnia/Rothe 2010: 13, 15). In den letzten Jahrzehnten dürfte es wohl nur drei Themen gegeben haben, die viel öffentliche Aufmerksamkeit erlangten: (a) die Neuregelung der deutschen Rechtschreibung im Jahre 1996, (b) der zunehmende Gebrauch von Anglizismen/Amerikanismen in der deutschen Sprache und (c) neuerdings die sog. gendergerechte Sprache (im Weiteren mit GS abgekürzt). Beim letztgenannten Anliegen geht es um eine der emotionalsten und am heftigsten diskutierten Fragen unserer Zeit. Für den einen ist es ein Herzensthema, für den anderen ein Reizthema. Man kann den Eindruck gewinnen, dass die einen Neuerungen wie das „Gendersternchen“ begrüßen und dessen Kritiker als Erzkonservative abstempeln, während andere das sog. generische Maskulinum verteidigen und in der sog. Gendersprache ein politisches Mittel sehen, das letztlich zum Verfall der deutschen Sprache führt. In der einschlägigen Literatur bezeichnet die Konvention generisches (mit anderem Terminus: inklusives) Maskulinum die sexusindifferente oder geschlechtsneutrale Verwendung maskuliner Substantive oder Pronomina. Diewald (2018: 286) definiert es wie folgt:

> Mit dem Ausdruck ‚generisches Maskulinum‘ wird eine Gebrauchskonvention des Deutschen bezeichnet, die im 20. Jahrhunderts als üblich akzeptiert wurde, und die im Wesentlichen darin besteht, grammatisch maskuline Personenbezeichnungen (im Singular oder Plural, z. B. *der Kunde/die Kunden*) zur Bezeichnung ‚gemischter Gruppen‘ oder zum Ausdruck allgemeiner, d.h. geschlechtsunspezifischer Referenz auf Personen zu verwenden.

Den Ausgangspunkt der GS-Aktivitäten bildet die grundsätzlich positive Absicht eines sensiblen und diskriminierungsfreien Sprachgebrauchs mit Gleichbehandlung von Frauen und Männern (sowie u.U. darüber hinaus von allen Geschlechtern bzw. sexuellen Orientierungen) in der Sprache. Aber auch bei dieser Frage gilt: Der Teufel steckt im Detail.

In diesem Kontext hat dieser Artikel vor, eine strukturierte aktuelle Problemübersicht aus Sicht der germanistischen Sprachwissenschaft zu erarbeiten sowie einige Aspekte des Gendersprach-Komplexes im Hinblick auf Deutsch als Muttersprache wie auch auf Deutsch als Fremd- bzw. Zweitsprache zu hinterfragen und zu diskutieren. Denn der „Genderstreit“ namens gendergerechte Sprache fordert die Öffentlichkeit und die Fachwissenschaft intensiv heraus. Besser gesagt, sie sollte auch letztere herausfordern. Tatsächlich ist dazu von Seiten der populären Pressemedien mehr, in den fachwissenschaftlichen Periodika hingegen etwas weniger zu hören. Man kann auch denken, dass „Gendern“ nicht primär eine wissenschaftliche Auseinandersetzung ist oder sein muss, denn Wissenschaften zielen darauf ab, Gesetzmäßigkeiten zu erforschen und nicht, sie zu bewerten.

2 Hintergründe und Problemgenese

Zur Historie seien einige Stationen des GS-bezogenen Sprachaktivismus in Deutschland – aus Platzgründen nur kurz und etwas fragmentarisch – zusammengefasst:

Der Genderansatz ist ein Produkt der zweiten Welle des Feminismus, die nach 1968 mit Forderungen nach der gesellschaftlichen Gleichstellung von Frauen auf den Plan trat.[1] Mitte/Ende der 70er Jahre des 20. Jahrhunderts tauchte das Thema „Sprache und Geschlecht" zum ersten Mal an den Universitäten Osnabrück, Trier, Berlin und Konstanz in einzelnen Lehrveranstaltungen auf (Trömel-Plötz 2010: 756). Bald darauf erschienen auch Publikationen über diesen Gegenstand; Ängsal (2018: 101) verweist auf den Beitrag von Trömel-Plötz (1978) als den Beginn der feministischen Linguistik. 1980 folgten die ersten – und viel beachteten – „Richtlinien zur Vermeidung sexistischen Sprachgebrauchs", vorgelegt von Guentherodt et al. (1980) bzw. von Trömel-Plötz et al. (1981).

Die Behauptung der neuen Richtung lautete, dass im Deutschen die Frauen systematisch zum Verschwinden gebracht würden. Entsprechend diesem sprachpolitischen Programm zur Bekämpfung des generischen Maskulinums schrieb Pusch (1985: 263-264), die die feministische Linguistik in Deutschland mitbegründet und entscheidend geprägt hat: „Vielmehr müssen wir […] den Gebrauch männlicher Bezeichnungen für das weibliche Geschlecht ablehnen und verweigern."

Wenn man einen großen zeitlichen Sprung macht, kann für das Jahr 2006 der Schweizer Schülerduden erwähnt werden, der Lemmata wie *jederfrau*, *Massenmörderin*, *Schmierfinkin* (Sturm 193: 247, 344) und reihenweise weitere Ableitungen auf *-in* aufnahm.

Eine Änderung des deutschen Personenstandsgesetzes durch Artikel 3 Ende 2018 hatte neben den Geschlechtseinträgen ‚männlich' und ‚weiblich' auch ‚divers' ermöglicht, was u.a. sprachliche Auswirkungen mit sich brachte, z.B. bei Stellenausschreibungen die Angabe ‚m/w/d'.[2]

Eine weitere Station ist das im Frühjahr 2019 von der Stadtverwaltung in Hannover[3] herausgegebene und bundesweit Aufsehen erregende wie auch heftig umstrittene Faltblatt (eigentlich nur eine Neuauflage) „Empfehlungen für eine geschlechtergerechte Verwaltungssprache" – mit zum Teil tiefgreifenden Sprach- und Schreibinnovationen, mit der Absicht, damit für mehr Gleichberechtigung zu sorgen.

Im Herbst 2020 traten dann im Online-Duden zu 12.000 maskulinen Funktions- oder Berufsbezeichnungen jeweils ihre femininen Pendants hinzu, wobei auch die semantischen Interpretationen modifiziert wurden. *Mieter* ist nicht mehr ‚jemand, der etwas gemietet hat', vielmehr gilt er nun einschränkend als ‚männliche Person, die etwas gemietet hat';[4] entsprechend lautet die Bedeutungsangabe von *Mieterin* ‚weibliche Person, die etwas gemietet hat'.[5] Dadurch gerät das generische Maskulinum in den Hintergrund.[6] Überdies fanden selbst beim gedruckten Rechtschreibwörterbuch (Dudenredaktion 2020: 485 bzw. 293) Formen wie *Gästin* oder Neubildungen wie *Bösewichtin* Eingang in die Wortliste.

---

[1] Einen knappen, aber informativen historischen Rückblick findet man z.B. bei Trömel-Plötz (2010: 756-758), Kotthoff/Nübling (2018: 17-19), Diewald (2020: 2-3) und Eisenberg (2020: 16-17).

[2] Vgl. https://www.bmi.bund.de/SharedDocs/pressemitteilungen/DE/2018/12/drittes-geschlecht.html (Zugriff: 12.01.2023).

[3] Streng genommen war das wohl ein Verstoß gegen geltendes Recht, denn für den öffentlichen Dienst ist die Verwendung der amtlichen Rechtschreibung verbindlich und z.B. der Genderstern gehört nicht zur kanonischen Regelung.

[4] Siehe „Mieter" auf Duden online. https://www.duden.de/rechtschreibung/Mieter (Zugriff: 12.01.2023).

[5] Siehe „Mieterin" auf Duden online. https://www.duden.de/rechtschreibung/Mieterin (Zugriff: 12.01.2023).

[6] Unter den Einträgen für männliche Substantivformen befindet sich jedoch eine Infobox, die darüber informiert, dass in bestimmten Situationen die maskuline Form für alle Geschlechter genutzt wird.

3 „Gendergerechte“ Sprache: Grundprämissen, Motive und Inhalte

3.1 Philosophisch-konzeptionelle Grundlagen

Es existieren unterschiedliche terminologische Varianten in Bezug auf GS (vgl. z.B. die Übersicht von Wetschanow (2017)). Die aktuellen Empfehlungen im Rechtschreib-Duden (Dudenredaktion 2020: 112) verwenden die Bezeichnung „geschlechtergerecht“. Im Sinne der GS gelten Kommunikate als „gerecht“, wenn entweder (a) alle Geschlechterkategorien sichtbar sind (z.B. *Lehrer*innen*) oder (b) alle Geschlechterkategorien unsichtbar sind (z.B. *das Lehrpersonal*); dieser letztere Typ kann als genderneutral betrachtet werden. Verfechter von GS sind offenbar Anhänger eines radikalen Whorfismus, d.h. des sprachlichen Determinismus, dessen Leitidee darin besteht, dass Sprache – fast vollständig – das Denken formt:

> It was found that the background linguistic system (in other words, the grammar) of each language is not merely a reproducing instrument for voicing ideas but rather is itself the shaper of ideas, the program and guide for the individual’s mental activity, for his analysis of impressions, for his synthesis of his mental stock in trade (Whorf 1956: 212).

Daraus wird indirekt abgeleitet, dass bei sprachlicher Egalität dann mehr oder weniger automatisch auch soziale Gleichstellung eintritt. Wie Pusch (2017), eine bedeutende Größe in der feministischen Linguistik, formuliert:

> Alle Sprachen im Patriarchat sind sexistisch, insofern sie die gesellschaftliche Unterordnung der Frau sprachlich abbilden und dadurch immer wieder bekräftigen. […] Wir verändern die Sprache, damit verändern wir die Vorstellungen, die Bilder im Kopf, das Bewusstsein – und den ganzen Rest.

Wenn postuliert wird, dass Sprache die Kognition bestimmt, kann man sich mit Reiner (2020) fragen: Genau welcher Aspekt der Sprache beeinflusst das Denken? Die Wortschatzstruktur (z.B. Gliederung des Farbspektrums), die Grammatik (z.B. Genus, Tempus) oder der Diskurs (z.B. wie man über Frauen, Ausländer usw. redet)? Und auf der anderen Seite, welcher Aspekt des Denkens wird beeinflusst? Die Wahrnehmung, das Problemlösen, die Aufmerksamkeit usw. oder das *Thinking for speaking*?

Manche Studien legen nahe, dass ein gewisser Einfluss auf das Denken, z.B. bei der Gliederung des Farbspektrums, tatsächlich existiert (vgl. Winawer et al. 2007). Hinsichtlich seines Effektes auf die Wahrnehmung wurde ein Unterschied, wenngleich von lediglich einigen Millisekunden, nachgewiesen. Andere Veröffentlichungen konstatieren hingegen, wie beispielsweise die von McWhorter (2014: 103): „Languages differ. Thought doesn’t. Or, if it does, it’s because of cultural factors that are conditioned by – wait for it! – culture. Not grammar.“

Whorf war also der Auffassung, dass Sprache und Denken eng verbunden seien und der Bezug zur Welt eher locker sei. Die neuere Kognitionswissenschaft dagegen stellt, wie z.B. Wolff/ Holmes (2011: 255) und Reiner (2020) ausführen, fest, dass die Kognition (das Denken) und die Wirklichkeit eng verbunden sind, wogegen das Verhältnis zur Sprache eher locker ist, wie dies aus der Abbildung 1 hervorgeht.

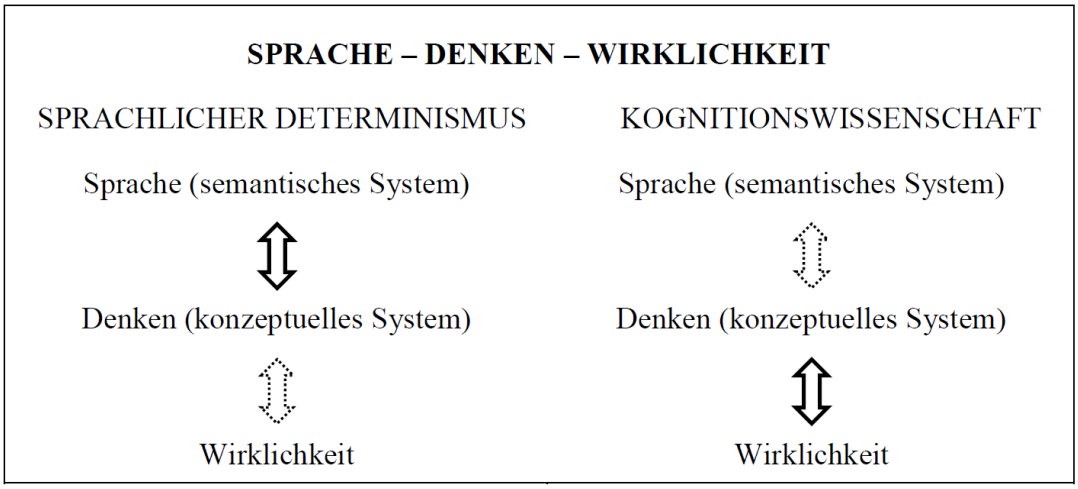

Abbildung 1: Verbindung zwischen Sprache, Denken und Wirklichkeit

3.2 Sexus – Genus – Gender

Das Verhältnis von Genus und Sexus stellt in der germanistischen Sprachwissenschaft ein kontroverses Thema dar.[7] Es kristallisieren sich traditionell drei teilweise konträre Ansätze heraus: (1) die sexualistischen Genustheorien, nach denen Genus und Sexus eng miteinander verbunden sind; (2) die formal-grammatischen Genustheorien, die von einer weitgehenden Unabhängigkeit von Genus und Sexus ausgehen und die (3) pronominalen Genustheorien, die zwischen diesen beiden Ansätzen stehen (siehe Weber 2001: 15-27, 27-46 bzw. 46-55). Dabei tendiert man heute zur Position (2) (vgl. z.B. Harnisch (2016: 166f.)) und sieht, dass der Zusammenhang dieser Kategorien in der Architektur der Sprache viel komplexer ist. Es lassen sich (a) das biologische Geschlecht (der Sexus), (b) das lexikalische Geschlecht (semantische Klasse, als Teil der sprachlichen Bedeutung), (c) das soziale Geschlecht (das Gender) und (d) das grammatische Geschlecht (das Genus)[8] unterscheiden. Abbildung 2 deutet in Anlehnung an Reiner (2020) anhand einiger Beispiele die Vielschichtigkeit und Komplexität der Problematik an.

Lexem	**Biologisch**	**Lexikalisch**	**Sozial**	**Grammatisch**
Vater	männlich	männlich	männlich	Maskulinum
Vamp	weiblich	weiblich	weiblich	Maskulinum
Mädchen für alles	männlich/weiblich	weiblich	männlich/weiblich	Neutrum
Babysitter	männlich/weiblich	männlich/weiblich	+weiblich	Maskulinum

Abbildung 2: Geschlechtskategorien

Zur Erhellung der Problematik kann die sprachhistorische Herausbildung und Entwicklung der Genera wie folgt zusammengefasst werden.[9]

[7] Über diese Begriffe im System verschiedener europäischer Sprachen referiert z.B. H. Varga (2016).
[8] Im Englischen wird grammatisches Geschlecht oft als *lexical gender* bezeichnet.
[9] Herrn PD Dr. Markus Hartmann sei für seine hilfreichen Ausführungen herzlich gedankt.

Die vergleichende indogermanische Sprachwissenschaft blickt für unsere Sprachfamilie mit fundierter wissenschaftlicher Methodik in eine Zeittiefe von etwa 6.000 Jahren zurück, also bis etwa ins 4. Jahrtausend vor Christus (v. Chr.). Früheste schriftliche Zeugnisse und damit direkte, belastbare Textquellen stammen aus dem frühen 2. Jahrtausend v. Chr. Sowohl das Späturindogermanische (des 3. Jahrtausends v. Chr.) als auch das Frühurindogermanische (des 4. Jahrtausends v. Chr.) lassen sich demnach nur indirekt erschließen. Daraus folgt, dass die linguistischen Ergebnisse und auch die Methodik, die zu diesen Ergebnissen führt, mit zunehmender Zeittiefe immer unschärfer werden müssen (vgl. Meier-Brügger 2010: 142 ff. und Schmidt 2013: 25 ff.).[10]

Obgleich das uns bekannte Drei-Genus-System: Maskulinum (m.), Femininum (f.) und Neutrum (n) spätidg.[11] wahrscheinlich bereits existierte,[12] gab es auch Auffälligkeiten. So kannten das Altindische, Griechische und Lateinische sexusindifferente Substantive (ai. *gauḥ* m./f., gr. *βούς* m./f., lat. *bōs* m./f. ‚Stier + Kuh') und viele Adjektive, die nur zwei Genusformen aufwiesen (ai. *śúciṣ* m./f., *śúci* n. ‚leuchtend', gr. *αφής* m./f., *σαφές* n. ‚deutlich'; lat. *similis* m./f., *simile* n. ‚ähnlich'). Auch eine weitere sehr alte Tochtersprache der idg. Sprachfamilie, das Hethitische des 2. Jahrtausends v. Chr., verfügte nur über eine Zweiklasseneinteilung ihrer Nomina, die traditionell genus commune (für Belebtes, auch genus animatum) und genus neutrum (für Unbelebtes, auch genus inanimatum) genannt wurde (heth. *antuḫšaš* c. ‚Mensch', *pedan* n. ‚Ort'), siehe Hajnal (2002: 21, 37-40, 52). Reste dieser alten Zweiteilung sind bis ins Neuhochdeutsche im Pronominalbereich (interrogativ: *wer?* m./f. vs. *was?* n.; indefinit: *irgendwer* m./f. vs. *irgendwas* n.; *jemand* m./f. vs. *etwas* n.; *niemand* m./f. vs. *nichts* n.) erhalten. Der Schluss hieraus legt nahe, dass das erwähnte spätidg. Drei-Genus-System m./f./n. auf ein frühidg. Zwei-Klassen-System belebt/unbelebt bzw. vernunftbegabt/nichtvernunftbegabt zurückgeht. Unser genus femininum hat sich dann erst sehr viel später vor allem über morphosyntaktische Mechanismen aus ursprünglichen Kollektiva und Abstrakta entwickelt und in Abgrenzung zum Maskulinum ausdifferenziert. Die Genera haben also ursprünglich nichts mit den biologischen Geschlechtern zu tun.[13] Als Einzelfallparallele für eine solche Entwicklung vom Kollektivum zum Individuum (zur Bezeichnung einer Frau) kann auf das nhd. *Frauenzimmer*, ursprünglich ‚Aufenthaltsraum der Frauen', dann ‚weibliches Hofgefolge', dann eine einzelne Frau (Kluge 1975: 215), verwiesen werden, vgl. Hajnal (2002: 28ff., 43ff.) und Meier-Brügger (2010: 322ff.).

[10] Die Frage nach der Entstehung und Entwicklung unserer drei Genera – Maskulinum, Femininum und Neutrum – fällt nun genau in diese problematische schriftlose Zeit. Die folgenden Ausführungen sind daher als grobe Entwicklungslinien zu verstehen, für die es zwar einen relativ breiten, aber keinen vollständigen Konsens in der aktuellen Indogermanistik gibt.

[11] Im Folgenden werden angeführt: Ahd. = Althochdeutsch (8.-11. Jh. n. Chr.), Ai. = Altindisch (seit dem 14. Jh. v. Chr.), Gr. = (Alphabet-)Griechisch (seit dem 8. Jh. v. Chr.), Heth. = Hethitisch (seit dem 19. Jh. v. Chr.), Idg. = Indogermanisch (4.-3. Jt. v. Chr.), Lat. = Lateinisch (seit dem 8. Jh. v. Chr.), mhd. = mittelhochdeutsch (von 1050 bis 1500 n. Chr.), Nhd. = Neuhochdeutsch (seit dem 17. Jh. n. Chr.).

[12] Dies zeigt sich in der Übereinstimmung vieler ältester idg. Sprachen (m.: ai. *dán*, gr. *ὀδούς*, lat. *dēns*, nhd. *Zahn*; f.: ai. *nák*, gr. *νύξ*, lat. *nox*, nhd. *Nacht*; n.: ai. *jā́nu*, gr. *γόνυ*, lat. *genu*, nhd. *Knie*), vgl. Hajnal (2002: 19).

[13] Auf ähnliche Weise merken auch Kotthoff/Nübling (2018: 70) an, dass das Uridg. nur zwei Genera kannte, das Maskulinum für belebte und unbelebte, zählbare Objekte (Individutiva) und das Neutrum für unbelebte Objekte, Handlungen und ihre Resultate. Ein Femininum bildete sich erst deutlich später im Gemeinidg. aus Kollektiv- und Abstraktbildungen heraus. Dazu weisen Kotthoff/Nübling (2018: 70f.) darauf hin, dass noch heute in der deutschen Gegenwartssprache sehr viele Kollektiva (*Reiserei, Kundschaft*) und Abstrakta (*Liebe, Kunst*) Feminina sind.

Wenn auch nicht ursprünglich vorhanden, so sind die drei Genera, auch das genus femininum, nun doch schon gut 4.000 Jahre in unserer Sprachgeschichte etabliert. Wieso braucht es also neue mit *-in* abgeleitete Frauenbezeichnungen? Hier liegt die Ursache in der deutschen Sprache selbst, genauer in Lautwandelprozessen der letzten gut Tausend Jahre. *Salbenhändler* und *Salbenhändlerin* konnten zu ahd. Zeit noch hinreichend differenziert werden: *salb-âri* m. vs. *salb-âra* f., beide übrigens Lehnbildungen nach lat. Vorbild (*unguent-ārius* m., *unguent-āria* f.) mit dem aus dem Lateinischen entlehnten berufs- und tätigkeitsbezeichnenden Suffix *-âri, -âra*. Durch die sog. Nebensilbenschwächung gingen viele Vokale der unbetonten Silben verloren. Übrig blieb ein *-er*, eben in *Salbenhändl-er* ‚Salbenhändler + Salbenhändlerin', das generische Maskulinum. Vgl. hierzu bereits mhd. Iwein (Hartmann) 1954f. *nû müezt ir mîn rihtære* (gen. m.) *sîn: nu erteilet mir* (*ir sît ein wîp*) ‚Nun sollt Ihr selbst mein Richter (gen. m.) sein. Urteilt mir, obwohl Ihr eine Frau seid' (Hartmann 2001: 37), vgl. Hajnal (2002: 57ff. und 64).[14]

Erste Erwähnung dieses generischen Maskulinums in deutschen Grammatikerwerken, wenn auch nicht unter expliziter Nennung dieses Terminus, findet sich bei Becker (1824: 87ff., 285), wenn er bei der Wortbildung mit *-er* (*Schäfer*, *Gärtner*) von Personenbezeichnung, nicht von Männern spricht und in seiner Ausführlichen deutschen Grammatik (Becker 1836-1839: 297) darauf hinweist, dass die Indefinitpronomina *(irgend)einer* und *keiner* Personen (und nicht Männer) bezeichnen, vgl. Doleschal (2002: 52f.). Aber, wie Doleschal (2002: 60) eruiert, findet sich erst bei Eisenberg (1986) eine klare Darstellung des generischen Maskulinums. Die erste Duden-Grammatik, die den Terminus generisches Maskulinum verwendet, ist die von 1995 (Doleschal 2002: 62).

Das generische Maskulinum als sprachliches Phänomen ist dabei viel älter, führte doch die oben benannte Neuentwicklung eines genus femininum im Spätidg. genau dazu, dass das frühere genus commune, die belebte Klasse des Frühidg., nun im Spätidg. im Kontrast zum neuen Femininum zusätzlich auf ein Maskulinum festgelegt wurde und damit die auch im heutigen Deutsch vorzufindende und kritisierte Doppelfunktion der generischen, aber auch der eindeutig maskulinen Referenz übernehmen musste (vgl. Brosch 2021).[15] Ein weiterer Aspekt: Während der Ära der barocken Sprachgesellschaften im 17. Jahrhundert übersetzten deutsche Grammatiker, z.B. Justus Georg Schottelius, den lateinischen Terminus *Genus* mit (grammatischem) *Geschlecht* und bezeichneten den Artikel als *Geschlechtswort*. Dies legte den Grundstein für mögliche Verwechslungen oder Gleichsetzungen mit *Sexus* (vgl. Neef 2018: 57f.).

Ist also das Genus dem Sexus sein Nexus? Zusammenfassend (und vereinfachend) lässt sich sagen: ‚Männlich' und ‚weiblich' sind eigentlich keine Eigenschaften von Wörtern, sondern von Lebewesen. Lateinisches *Genus*, das gemeinhin mit „grammatischem Geschlecht" über-

[14] Bezüglich der Genusproblematik gab es auch später im Verlauf der Sprachgeschichte Unsicherheiten und Willkürlichkeiten. Beispielsweise führt die frühneuhochdeutsche Grammatik von Reichmann/Wegera (1993) unterschiedliche Genuszuordnungen auf: 317 spätere Wechselfälle im Maskulinum (175f.), 201 im Femininum (180) und 220 im Neutrum (187).

[15] Für eine explizite sprachliche Berücksichtigung von Frauen gab es übrigens im Verlauf der Zeit schon bestimmte Formen. Zu Goethes Zeiten sprach man von *Müllerin, Meierin* etc. (was immer noch in einigen Dialekten existiert). Man denke z.B. an die literarisch verewigte *Louise Millerin* von Friedrich Schiller in seinem Theaterstück „Kabale und Liebe".

setzt wird, ist eher eine Gattung, ein Sortierungsverfahren, meist ohne direkten Bezug zu biologischen Tatsachen.[16] Da Geschlecht allerdings auch eine nicht unerhebliche Kategorie ist, nach der Personenbezeichnungen sortiert werden können, wäre hier ein grundsätzlicher Unterschied zwischen Genus in Bezug auf Nomen im Allgemeinen und auf Personenbezeichnungen im Speziellen zu machen.

3.3 Postulate, Attitüden und Tendenzen

3.3.1 Gedankliche Wurzeln

Trotz gewisser gegenläufiger Ansichten wird der Semiotiker Roman Jakobson (1939) mit seiner einflussreichen Markiertheitstheorie in der Moderne der 1930er Jahre meist zum Theoriefundament der GS-Diskussion gerechnet. Diese besagt, dass in den Gruppen von grammatischen Kategorien eine zumeist markiert ist („Bild“) und das Spezifische bezeichnet, indessen die andere unmarkiert ist („Hintergrund“) und das Unspezifische ausdrückt; im vorliegenden Fall also das Femininum vs. das Maskulinum. Aus der „postmodernen“ Zeit ist der Poststrukturalist Jacques Derrida (1972: 56-57), der Begründer und Hauptvertreter der Dekonstruktion, zu erwähnen, der von binären Kategorien wie *männlich – weiblich* oder *Körper – Geist* schrieb. Diese stehen seiner Ansicht nach in einem hierarchischen Verhältnis zueinander und zwar so, dass z.B. das Männliche das Weibliche unterdrückt.

3.3.2 Verwendung des generischen Maskulinums als Gegenstand empirischer Studien

Als Pro-Gendern-Argument wird oft ins Feld geführt, dass man beim Gebrauch des generischen Maskulinums eher an Männer denkt, d.h., das generische Maskulinum ein *male bias* bewirkt. Diewald (2020: 5) betont, dass generisches Maskulinum „kein geschlechtsneutraler Ausdruck“ ist. Sylvain/Balzer (2008: 44) äußern sich noch drastischer, nämlich, dass die deutsche Grammatik trans- und intergeschlechtliche Menschen ausgrenzt und sie unsichtbar macht

Klein unternahm 1987 in einem Vortrag auf dem Germanistentag in Berlin die erste empirische Untersuchung (mit 290 Probanden) zur angenommenen Benachteiligung von Frauen durch das generische Maskulinum und kam zu dem Ergebnis, dass Personenbezeichnungen mit generischem Maskulinum deutlich stärker auf Männer als auf Frauen bezogen werden (Klein 1988).

Aus den nachfolgenden Jahrzehnten stammen empirische Befunde zur Textverarbeitung mit Reaktionszeitmessungen (Inferenzexperiment), z.B. von Gygax et al. (2008): In dieser Studie ging es um die Komplexleistung aus Akzeptanz und Reaktionsgeschwindigkeit. Den Versuchspersonen wurden verschiedene Satzkombinationen vorgelegt, z.B. *Die Sozialarbeiter liefen durch den Bahnhof. Wegen der schönen Wetterprognose trugen mehrere der Frauen keine Jacke.* Die Frage war: Ist der zweite Satz eine sinnvolle Fortsetzung des ersten? Gemessen wurde die Zeit, bis die Probanden „ja“ drückten. Über diese Reaktionszeit wollte man indirekt herausfinden, wie gut Sprache und die Bilder, die dabei im Kopf entstehen, zusammenpassen.[17] Das

[16] Nur wenige Maskulina und Feminina bezeichnen in irgendeinem Sinne Männliches oder Weibliches. Man kann sich ja kaum vorstellen, dass z.B. der Löffel als Träger männlicher Eigenschaften, die Gabel als Trägerinnen weiblicher Eigenschaften gilt – und das Messer „neutral“ ist. Viel eher ist die morphologische und zum Teil auch die phonologische Gestalt der Wörter für die Genuszuordnung verantwortlich (Zifonun 2021: 153).

[17] Zu inferieren war jeweils die Referenzidentität von *Sozialarbeiter* mit *Männer* bzw. *Frauen*. Die Messungen der Verarbeitungszeit ergaben, dass diese im Falle von *Männer* kürzer ausfiel als im Falle von *Frauen*. Man hat es hier also mit einer tendenziellen Prototypisierung zu tun.

Ergebnis: Die Reaktionszeit war immer dann länger, wenn im zweiten Satz *Frauen* vorkamen; diese Sätze schienen also irgendwie zu irritieren. Dementsprechend fiel das Fazit aus, dass das generische Maskulinum eher innere Bilder von Männern im Kopf generiert. Man kann allerdings einwenden, dass es sich zunächst lediglich um Differenzen im Millisekundenbereich handelt. Die längere Verarbeitungszeit im Falle von *Frauen* lässt eine Verzögerung erkennen, wie sie auch im Falle von ganz alltäglichen Reparaturen auftritt, die auch Sprecher bei der Sprachproduktion auf der Basis ihres metasprachlichen Begleitbewusstseins fast immer problemlos vornehmen können; ja de facto handelt es sich hier um eine Reparatur.

Die Untersuchung von Stahlberg/Sczesny (2001), bei der auf den Impuls „Nennen Sie drei Schauspieler!" die Probanden eher männliche Künstler nannten, wird im einschlägigen Diskurs oft rezipiert. Mit Payr (2021: 26-27) kann man allerdings entgegenhalten, dass das Experiment nur von Psychologinnen, ohne Sprachwissenschaftler(innen) konzipiert und durchgeführt wurde.[18] Außerdem war die Anzahl der Probanden mit 100 zu klein, ihre Auswahl nicht repräsentativ (ausschließlich Studentinnen und Studenten) und man hat den Eindruck, dass die Autorinnen als Verfechterinnen des Genderns nicht neutral waren. Ein linguistisch schwerer wiegendes Problem liegt darin, dass die Fragen nicht die klassische Verwendung des generischen Maskulinums enthielten: „Es ist leicht, die angeblichen Defizite des generischen Maskulinums zu beweisen, wenn man es auf eine Weise benutzt, die nicht seiner typischen Verwendung entspricht" – bringt es Payr (2021: 29) auf den Punkt.

Weitere Gegenargumente können sein: (a) Die höhere Assoziation mit dem männlichen Geschlecht ist wahrscheinlich nicht sprachlich bedingt, denn sie findet sich genauso auch in Sprachen ohne Genus-Kategorie. (b) Die Substantive *Koryphäe* oder *Lichtgestalt* sind Feminina, trotzdem wird eher an Männer gedacht.

Diese „Kopfkino"-Studien (Terminus von Payr 2021: 13, 23) beachten gewöhnlich nicht den Kontext, den Gebrauchszusammenhang, dass generisches Maskulinum,[19] wie in Abschnitt 1 erläutert, als Generikum gilt und nicht konkrete Personen beschreibt, sondern dazu dient, allgemeine Aussagen zu treffen: *Der Wähler hat entschieden*. Die Rolle des Kontextes ist ganz entscheidend dafür, ob der Rezipient an eine konkrete männliche Person denkt oder den Satz generisch versteht, z.B.

- Ein Arzt ging die Straße entlang.
- Ein Arzt verdient viel Geld.
- Udo und Marion sind Ärzte.
- Alle mit Prämien dotierten Ärzte sind Frauen.

Der Forschungsdiskurs bietet auch Studien, z.B. von Irmen/Linner (2005: 174), die den Befunden von Klein (1988), Gygax et al. (2008), Stahlberg/Sczesny (2001) und anderen widersprechen bzw. diese relativieren, nämlich, dass auch genusunmarkierte Formen (wie *Studierende*)

[18] Oft wird bei derartigen Studien kein linguistischer Sachverstand eingeholt. Psychologen denken meist nicht über sprachsystematische Grundlagen nach, sondern erheben auf empirischem Weg Assoziationen von Menschen beim Umgang mit Sprache; ihr Gegenstand ist doch die menschliche Psyche. Zifonun (2021: 157) formuliert pointiert: „Die Linguistik hat sich – nicht nur auf diesem Feld – weitgehend in die Knechtschaft der experimentellen Psychologie oder der Kognitionswissenschaften begeben".

[19] Payr (2021: 14) meint: „*Das* generische Maskulinum gibt es im Deutschen nicht. [Es…] sind Maskulina, die in verschiedenen sprachlichen Kontexten verwendet werden und dort eine generische/inklusive Funktion übernehmen".

„eher männliche als weibliche Assoziationen hervorrufen“, d.h., von einer geringeren kognitiven Repräsentation von Frauen zeugen.[20] Die Studie von Körner et al. (2022: 13-14) mit rund 600 Probanden testete die Wahrnehmung von Sätzen mit drei verschiedenen Genderformen wie *Autor*innen*, nur *Autoren* und *Autorinnen und Autoren*. Dabei wurde festgestellt, dass auch das geschriebene Gendersternchen nicht dazu führt, dass Männer und Frauen vergleichbar stark wahrgenommen werden: Vielmehr wird in diesem Fall häufiger an Frauen als an Männer gedacht, sodass ein *male bias* offenbar einem *female bias* weicht.

3.3.3 Aktuelle Innovationen: Möglichkeiten und Probleme

Heute ist in vielen Verwaltungsbehörden, Medien, Universitäten usw. gleichsam ein eifriges Engagement im Gebrauch „politisch korrekter“ Sprachformationen zu beobachten. Einige Beispiele: *Vorständin der Heinrich-Böll-Stiftung* (RBB Inforadio, 02.04.2021) oder *Ich bin jemand, die ganz verschiedene Vorbilderinnen hat* (Welt, 04.08.2021). Medienberichten zufolge soll sogar Bundeskanzler Olaf Scholz kürzlich die Form *Krankenschwesterin* (Die Weltwoche, 09.12.2021)[21] und die Außenministerin Annalena Baerbock *Steuer:innenzahler*[22] verwendet haben. Im 2021-er Bundestagswahlprogramm der Partei „Bündnis90/Die Grünen“ befinden sich, nach Auszählung des Verfassers, 590 Sterne auf 271 Seiten (z.B. *jede*r Bürger*in* auf Seite 20 und *ein*e unabhängige*r Bundestierschutzbeauftragte*r* auf Seite 55), außerdem wird oft mit Partizipialkonstruktionen operiert (z.B. *Arbeitnehmende*, Seite 106). Das Wahlprogramm der SPD erwähnt auf Seite 19 *Techniker*innen- und Meister*innenkurse* und schreibt auf Seite 13: *Jedem/r Schüler*in muss ein digitales Endgerät* (…) *zur Verfügung stehen.* Im Wahlprogramm der Partei „Die Linke“ steht auf Seite 150: *Fast jede*r zweite Jugendliche, der/die einen Job sucht* (…), auf Seite 107: *trans* Personen* und auf Seite 119: *Dän*innen, Fries*innen, Sinti*zze und Rom*nja sowie Sorb*innen/Wend*innen leben seit Jahrhunderten in Deutschland*. Gleichfalls beinhaltet der Berliner Koalitionsvertrag „Zukunftshauptstadt Berlin 2021-2026“ merkwürdige Ausformungen wie *von Romn*ja und Sint*zze* (Seite 68) und *LSBTIQ*-sensibel* (Seite 78). Der Jugendverband „Katholische junge Gemeinde“ (KjG) schlug Ende Oktober 2021 sogar vor, Gott mit Sternchen zu schreiben (*Gott**), um eine Vielfalt der Gottesbilder auszudrücken,[23] was ein gewisses Maß an Zustimmung fand.[24]

Mittlerweile liegen zahlreiche Techniken für inklusive Schreibmodi vor. Zu den geläufigsten gehören:

(a) Beid-/Doppelnennung: *Studentinnen und Studenten*. Diese Paarformen sollen der Sichtbarmachung auch der Frauen dienen, sie sind jedoch nicht sehr platzsparend.

---

[20] Das zeigt, dass ein *male bias* u.U. auch über das generische Maskulinum hinausgeht. Ja, das tut er. Deswegen kontrollieren empirische Studien in der Regel, was für Stereotype mit den genutzten Nomen assoziiert werden (dann allerdings nicht immer diese auch differenziert analysieren). Genderstereotype liegen nicht mehr in der Kernkompetenz von Linguist(inn)en, sondern eher bei den Psycholog(inn)en und Sozialwissenschaftler(inne)n. Da die Stereotype in den meisten Aufgaben untrennbar mit den sprachlichen Varianten der GS verknüpft sind, muss die Forschung an dieser Stelle interdisziplinär sein.

[21] Siehe https://weltwoche.ch/daily/hurra-deutschland-erhaelt-mit-olaf-scholz-seinen-ersten-feministischen-kanzlerin/ (Zugriff: 12.01.2023).

[22] Siehe https://www.focus.de/kultur/kino_tv/aufgesetzter-trend-juergen-von-der-lippe-bezeichnet-gendern-als-falsches-deutsch_id_36572970.html (Zugriff: 12.01.2023).

[23] Siehe https://www.katholisch.de/artikel/31737-kjg-ueber-genderstern-maennliches-weisses-gottesbild-greift-zu-kurz (Zugriff: 12.01.2023).

[24] Siehe https://www.katholisch.de/artikel/31837-theologin-gott-mit-stern-fuehrt-zu-biblischer-sprache-hin (Zugriff: 12.01.2023).

(b) Neutralisierung, d.h. die Nichtbenennung des Geschlechts: *Studierende.*
(c) Abstraktion: *akademische Jugend* (statt *Studenten*).

Außerdem, eigentlich nur schriftlich realisierbar:

(d) Gender-Gap (Unterstrich): *Student_innen.* Die Lücke schiebt sich zwischen Wortstamm und Endung und schafft Platz für weitere Geschlechteridentitäten; sie soll somit die Geschlechterdiversität sichtbar machen, d.h. auch auf Personen referieren, die sich jenseits der Zweigeschlechtlichkeit verorten.
(e) Binnen-I (wortinterne Großschreibung): *StudentInnen* (aus der Schweiz stammend bzw. von dort verbreitet); sie macht zwar Frauen sichtbar, schließt jedoch nicht-binäre Personen aus.[25]
(f) Asterisk (Sternchen, Gender-Star/-Stern):[26] *Student*innen*. Das Sternchen, eine dem Deutschen übrigens völlig fremde Wortbildungsform, stammt aus Programmiersprachen. Es soll – im Einklang mit queerfeministischen Forderungen – symbolisch Raum für Personen bieten, die sich in einem binären System nicht (vollständig) wiederfinden.[27] Der Gender-Star wird nicht als Leere, sondern als Bindeglied aufgefasst, welcher in alle Richtungen „strahlt". Der Stern ist mittlerweile regelrecht zum Symbol geworden. Die einen, z.B. Eisenberg (2020: 17), sehen darin einen massiven Eingriff in das graphische System, die anderen, wie z.B. Lobin (2021: 144), erklären ihn lediglich zu einem simplen typographischen Detail. Von Kritikern wird der Genderstern (a) aus ideologischen Gründen (Ablehnung der Gendertheorien), (b) aus sprachsystematischen Gründen[28] oder (c) aus Gründen der Ästhetik verweigert. Auf alle Fälle gilt, dass der Einsatz dieses Sternchens beim grammatisch normgerechten Schreiben von Singular-Formen Schwierigkeiten verursacht. Die semiotische Versprachlichung mit einem Asterisk (wie auch einem Binnen-I) ist auch deswegen nicht unbedenklich, da sie aufgrund der tradierten Struktureigenschaften des Sprachsystems nur eine Lesart als Femininum ermöglichen.
(g) Splitting*: ein/e Student/in*; mehrere Varianten: Schrägstrich mit Ergänzungsstrich *(Schüler/-innen)* oder einfacher Schrägstrich *(Schüler/innen)*.
(h) Doppelpunkt-Schreibung: *Student:innen*; das Schriftzeichen ersetzt den Schrägstrich, kann aber für Irritation sorgen, da der Doppelpunkt normalerweise ein häufig verwendetes Satzzeichen ist.
(i) Punkt: *Student.innen*.
(j) Mediopunkt: *Student·innen*.
(k) Einfaches Kodierungszeichen: *Student'innen*.
(l) *X*-Variante: *Studentx* oder – wenn die Variante mit *x* so verwendet wird, dass das *X* (groß oder klein) die jeweilige morphologische Endung, die auch das Maskulinum enthält, ersetzt – *Studx*.

[25] Außerdem vermeldet der Deutsche Blinden- und Sehbehindertenverband Schwierigkeiten beim Vorlesen und bei der Darstellung in Blindenschrift; das betrifft auch die Praktik unter (f), siehe dazu auch Abschnitt 4.
[26] Von manchen Gegnern, z.B. vom Verein für Sprachpflege, wird es ironisch auch als „Depp*innensternchen" bezeichnet: https://deutsche-sprachwelt.de/2020/04/deppinnensternchen (Zugriff: 12.01.2023).
[27] Von GS-Kritikern hört man gelegentlich den Einwand: Wer möchte schon als Transgender in einem Sternchen oder Unterstrich „mitgemeint" sein? Beispielsweise: https://www.sueddeutsche.de/leben/leute-juergen-von-der-lippe-wettert-gegen-das-gendern-dpa.urn-newsml-dpa-com-20090101-220109-99-642204 (Zugriff: 12.01.2023).
[28] Zifonun (2021: 314) betrachtet den „undifferenzierten Gebrauch des Gendersterns und seiner sprechsprachlichen Umsetzung als Hiatus" als „nicht systemgerecht" und Eisenberg (2020: 21) qualifiziert die Sternchen als „sprachfremde Zeichen".

(m) Leerzeichen: *Student Innen*.
(n) Abkürzung: *SuS* (*Studentinnen und Studenten*).
(o) Klammerung: *Student(inn)en*; eine bereits seit dem 19. Jahrhundert bekannte Praktik, bei der die feminine Wortendung eingeklammert an die maskuline Bezeichnung angehängt wird.

Die unter (l) genannte (Extrem-)Position sieht sogar eine Ersetzung geschlechtlicher Wortendungen durch ein *X* vor: *Studenx/Studierx*, eine Variante: *Prof.ecs Dr.ecs* sowie neuerdings: *Prof.ens Dr.ens* XY, vgl. Hornscheidt/Sammla (2021). Dabei steht *ecs/ex* für ‚Exit Gender' (das Verlassen von Zweigeschlechtlichkeit) bei Personen, die „entzweigendernd" (als nicht weiblich oder männlich) sind. Als Personalpronomen in der 3. Person Singular ist *ex* unverändert in allen Kasus (*Lann liebt es, mit anderen zu diskutieren. Ex lädt häufig dazu ein, einen Roman zu besprechen)*. Die Endung kann auch an den Stamm von Personenbezeichnungen angehängt werden: *Schreibex, Schwimmex, Musikex* (*Lann und ex Freundex haben ex Rad bunt angestrichen*). Ein weitergehender Vorschlag ist *Y* (gesprochen: *wai*) als Personalpronomen in der 3. Person Singular; wieder bei Menschen, die weder männlich noch weiblich, also ebenfalls „entzweigendernd" sind. Dieses *Y* verweist auf das englische *why?* (deutsch: ‚warum?') und fragt damit auch nach dem Warum von „Zweigenderung".[29]

Bei den einzelnen Verfahren von (a) bis (l) offenbaren sich unterschiedliche, einander sogar widersprechende, Konzeptionen: Die Doppelnennung zielt auf Sichtbarmachung und die Neutralisierung hingegen auf Unsichtbarmachung.

Hinsichtlich von Ausdrucksstrategien empfehlen und praktizieren GS-Befürworter unter vielen anderen die folgenden.

(a) Ersetzung des maskulinen Bestimmungswortes von Komposita durch sexusirrelevante Erstglieder, z.B. *Rednerpult → Redepult*. Das führt zwar eine gewisse Entpersönlichung herbei, aber dagegen ist vom Sprachsystem her grundsätzlich nichts einzuwenden. Gleichwohl ist die Endung *-er* eigentlich kein genuines „Männersuffix",[30] sondern war ursprünglich bloß eine Markierung, um ein Verb in ein Nomen umzuwandeln (*verbrechen > Verbrecher*), auch bei Nicht-Lebewesen (*Flieg-er, Fehl-er*), manchmal mit einem weiteren Suffix als Femininum (*Tischlerei*). Ein weiteres Beispiel für geschlechtsneutrale Substantive ist der *Einstiegskurs* (statt *Anfängerkurs*).[31]
(b) Ersetzung des Indefinitpronomens *keiner* durch *niemand* und von *jeder, jede* durch *alle*. Diese sind aber jeweils nicht bedeutungsgleich, somit geht durch den Vorschlag eine wesentliche, in vielen Sprachen vorhandene, Ausdrucksmöglichkeit verloren.

[29] Das *Y* bleibt ebenfalls identisch in allen Kasus (*Lann liebt es, mit anderen zu diskutieren. Y lädt häufig dazu ein, einen Roman zu besprechen. Ys Lieblingsbeschäftigung ist es, zu lesen*). Quelle: Webseite von Lann Hornscheidt unter https://www.lannhornscheidt.com/w_ortungen/nonbinare-w_ortungen (Zugriff: 12.01.2023).
[30] Die Problematik liegt nun allerdings darin, dass das Suffix *-er* als ein solches re-interpretiert und dementsprechend sprachlich behandelt wird, egal was es eigentlich mal war.
[31] Im achten Kapitel des „Grünen Heinrich" bedient sich Gottfried Keller (1985: 415, 416) des Kompositums *Regierungsperson*. Zum damaligen Zeitpunkt bezog sich das auf Männer, heute würden wir darunter Männer und Frauen verstehen, was wohl aus der sozialen Realität und nicht aus dem Sprachzeichen selbst resultiert.

(c) Neutralisierung durch Partizip-Präsens-Ableitungen (eigentlich eine Vermeidungsstrategie): *Studierende*, wobei *Studenten* selbst schon aus einem lateinischen Partizip entstanden ist (vgl. Kluge 1975: 760).[32] Weitere Beispiele: *Radfahrer → Rad Fahrende, Fußgänger → zu Fuß Gehende, Linksabbieger → nach links Abbiegende, Gärtner → Gärtnernde, Käufer → Kaufende, Politiker → Politikschaffende, Säufer → Saufende,* neuerdings sogar *Lehrerteam → Team der Unterrichtenden, Bauherr → den Bau in Auftrag gebende Person* und *Preisträger → Preistragende*. Ein Manko dabei ist, dass diese Partizipien nur im Plural für beide/alle Geschlechter gültig sind (vgl. die Singularformen *ein Studierender* vs. *eine Studierende*). Außerdem liegt zwischen dem substantivierten Partizip und der Suffixbildung ein semantischer Unterschied vor (ein *Denkender* ist kein *Denker* und ein *Blasender* ist kein *Bläser*), sodass die Aufgabe der Substantivbildung den Verlust einer Differenzierungsmöglichkeit nach sich zieht. Zudem dient das Partizip Präsens zunächst der Markierung der durativen Aktionsart, sodass Ausdrücke wie *schlafende Rad Fahrende* oder *demonstrierende Studierende* eigentlich Nonsens sind, da ein Rad Fahrender nicht gleichzeitig schlafen kann und jemand, der demonstriert, in dem Moment nicht studiert usw.

Man kann ferner auch andere Problemaspekte sehen. Beispielsweise lassen sich viele empfohlene Innovationen nicht konsequent umsetzen. So ist bei Adjektiven, die von Substantiven abgeleitet sind, keine explizite Rücksicht auf Frauen möglich: *der ärztliche Bereitschaftsdienst, die künstlerischen Fähigkeiten, die königliche Würde* etc. Analog sieht es auch bei denominalen Verben aus: *verarzten, schriftstellern, bewirten* etc. Ein weiterer Stolperstein: Wer das der unspezifischen pronominalen Bezugnahme auf Personen dienende Indefinitpronomen *man* durch *frau* ersetzt, müsste folgerichtig auch *manche* und *jemand* vermeiden. Außerdem ist *mensch* (statt des Indefinitpronomens *man* als Subjekt) auch Maskulinum! In GS stößt auch eine konsequente Movierung an Grenzen, denn Formen wie *Hornöchsin* oder *Hampelfrau* würde sich wohl kaum jemand wünschen. Bei Komposita treten gleichfalls Schwierigkeiten auf, denn, streng genommen, müsste der *Arztbesuch*: *Ärzt*Innenbesuch* oder *Ärztinnen- und Arztbesuch* heißen und analog wären eigentlich Zusammensetzungen wie *Bäcker*innenauszubildendeR, Kanzler*innenkandidat*innen, ArbeitnehmerInnenvertreterInnen, Schildbürger- und Schildbürgerinnenstreich* die „richtigen" GS-Formen. Überdies hat das Deutsche eine Anzahl mehr oder weniger geschlechtsfixierter fester Wortgruppen wie *mit Mann und Maus*,[33] *Herr der Lage, herrenlose Damentasche* etc. sowie Sprichwörter wie *Der Klügere gibt nach*. Phonologische und morphologische Probleme tauchen ebenfalls auf. Bei *Ärzt*innen, Anwält*innen, Jüd_innen* und *Kolleg*innen* (mit welcher Schreibweise auch immer) liegen falsche maskuline Formen vor (*Ärzt, Anwält, Jüd* und *Kolleg*) und bei *Bauer*innen* ist die feminine Form falsch (*Bauerin*). Von der Lesbarkeit her sind Formulierungen wie *Gesucht wird ein*e erfahren*er Optiker*in* recht sperrig.

Manchmal führt kein Weg am generischen Maskulinum vorbei, z.B. *Angela Merkel war der achte Bundeskanzler seit der Gründung der Bundesrepublik.* Hier wäre es sachlich nicht richtig,

[32] Grimm konstatierte in seiner Rede „Über Schule, Universität, Academie" (1984: 234): „Ist doch student ein so deutliches participium von studere wie studierender von studieren, und niemand sucht für docent, practicant, soldat ein vornehmeres docierender, practicierender, exercierender".

[33] Als Scherz könnte einem einfallen, die Wendung *mit Mann und Maus* der Alliteration zuliebe etwa durch *mit Frau und Frosch* zu ersetzen oder zu ergänzen.

dass sie die achte Bundeskanzlerin war. Das generische Maskulinum kann nicht als „frauenfeindlich“ bewertet werden, in mancherlei Hinsicht gerade das Gegenteil: Da das Maskulinum als unmarkiertes Genus vielfach als neutral gilt, gibt es für Männer keine eigene Form. Wenn man betonen will, dass es sich um eine männliche Person handelt, bedarf es einer Attribuierung, z.B. *Wie viele männliche Professoren haben Sie an Ihrer Fakultät?* In manchen Fällen ist der Einsatz von GS-Doppelformen schon im Prinzip möglich, aber äußerst umständlich, sodass „bürokratische Monster“ entstehen, z.B. *Jeder/jede Professor/Professorin lobt seinen/ihren Studenten/Studentin…*

Ein anderes Kontra-GS-Argument besteht darin, dass ohne generisches Maskulinum Frauen oft eher degradiert werden. Der Satz *Frau Dr. XY ist der beste Arzt in der Klinik* bedeutet, dass Frau Dr. XY von allen der beste Mediziner ist, während die feminine Version – *Frau Dr. XY ist die beste Ärztin in der Klinik* – ausdrückt, dass sie nur unter den weiblichen Ärzten die beste ist.

Ferner gehört auch die Aussprache zu den problematischen Aspekten. Als Lösungsversuch wird neuerdings das Sternchen gern als kurze Kunstpause beim Genderzeichen mit dem sog. Glottisschlag [ʔ] gesprochen.[34] Eisenberg (2020: 22) weist nach, dass dieser glottale Verschlusslaut den wortprosodischen Grundregularitäten der deutschen Sprache widerspricht. Denn z.B. bei *Lehrer*innen* trägt – anstelle der ersten Silbe [le:] – die Silbe [ʔɪn] den Hauptakzent, obwohl der Glottisschlag normalerweise bei einem Vokal an einem (möglichen) Wortanfang auftritt zur Vermeidung vokalisch anlautender Silben. Und was sicher nicht zentral, aber doch interessant ist: Was sollte gendermäßig bei Tierbezeichnungen geschehen und wie sollte GS in Dialektvarietäten funktionieren?

Anzumerken ist, dass sowohl in allgemeinen, z.B. amtssprachlichen, als auch in speziellen genderlinguistischen Texten oft inkonsequent gegendert wird. Beispielsweise liest man im erwähnten SPD-Wahlprogramm uneinheitlich *Schüler*innen und Studierende* (Seite 14) bzw. in der Monographie von Kotthoff/Nübling (2018) auf Seite 288 *Rezipient(in)*, jedoch auf Seite 289 *Witzrezipienten*.

Inwieweit sehen sich nichtbinäre Menschen durch verschiedene Varianten von Personenbezeichnungen tatsächlich repräsentiert? Dieser Frage ging kürzlich Löhr (2021) mittels einer Online-Umfrage mit 324 Teilnehmern nach. Aus ihren Befunden geht hervor, dass sich die Befragten am ehesten durch neutrale Varianten (*Studierende*) angesprochen fühlen. Aber auch der Genderstern (*Student*innen*) und teilweise der Gap (*Student_innen*) schneiden besser ab als das Binnen-I oder die Beidnennung. Im Fazit wird allerdings eingeräumt, dass „keine der vorgestellten Optionen eine ideale Lösung darstellt“ (Löhr 2021: 181). Gleichzeitig ist auch zu fragen, inwieweit nicht-binäre Personen bei solchen Formen von der Sprachgemeinschaft mental repräsentiert sind.

Statt nun auf weitere Details einzugehen, soll ein wichtiger Großbereich angesprochen werden: der der Nicht-Deutschmuttersprachler. Dieser Aspekt spielt im gegenwärtigen GS-Diskurs kaum eine Rolle; in Payrs (2021) 182-seitiger Monographie z.B. befindet sich kein einziger Hinweis auf die Disziplinen Deutsch als Fremdsprache (DaF), Deutsch als Zweitsprache (DaZ)

[34] Die erwähnte Luise F. Pusch gilt als die Erfinderin dieser Art des Genderns.

oder die sog. Auslandsgermanistik. Auch in auslandsgermanistischen und -linguistischen Arbeiten wird, wie z.B. von Šastina/Jakubova (2018: 27), allenfalls erwähnt, dass die Kenntnis von Innovationen der gendersensiblen Sprache im Fremdsprachenerwerb wichtig ist. Dabei ist das Thema auch in der Sprachvermittlungspraxis bereits angekommen und entfaltet ein Bündel von Problemen. Zunächst einmal bringen Lernende mit einer Erstsprache ohne Nominalgenus-System[35] wohl kaum eine ausgeprägte Affinität zu genus- bzw. genderbezogenen Facetten mit. Man kann allgemein gleichsam feststellen, dass Gendern grundsätzlich Inklusion vorsieht, jedoch tatsächlich in wesentlichen Punkten auf Exklusion hinausläuft. Schon bei muttersprachlichen Schüler(inne)n kommt man z.B. wegen der **innen*-Schreibungen mit der im Deutschunterricht immer noch oft praktizierten – wenngleich umstrittenen – Methode „Schreiben nach Gehör" nicht wirklich weit. Für diejenigen, die DaF oder DaZ lernen, bringt die GS erst recht eine Komplexitätssteigerung. Neben sprachsystematischen Schwierigkeiten kommt noch allgemeine Verwirrung dazu. Denn in Deutschland scheint für die Außenwelt keine klare Linie erkennbar zu sein, ob überhaupt, wann (z.B. in welchen Textsorten) und wie (mit welcher der vielen Techniken) gegendert werden soll. Das stellt für den DaF-Unterricht ein didaktisches Problem dar, denn welche Form soll dann vermittelt werden? Der Asterisk? Das Binnen-I? Oder gar kein Gender-Marker? Ferner kann die GS – angesichts vieler normwidriger Schreibungen – auch als ein Signal aufgefasst werden, dass Deutschsprachige orthographische und grammatische Korrektheit nicht (mehr) ernst nehmen; Fremdsprachler wundern sich u.U., dass man in diesem Zusammenhang schnell bereit zu sein scheint, den Konsens sprachlicher Regeln beiseite zu schieben (vgl. auch Payr 2021: 104).

Wie sich GS-gesteuerte Formen auf den Lesefluss und die Verständlichkeit genau auswirken, ist noch offen. Es gibt eine Reihe von Studien, die zu ambivalenten oder zu heterogenen Schlussfolgerungen gelangen. Pöschko/Prieler (2018) untersuchten den Einsatz GS im muttersprachlichen Schulkontext. 137 Schüler(innen) der Sekundarstufe II lasen jeweils eine von drei Fassungen eines Schulbuchtextes, wobei sich die Textversionen nur in der Realisierung der Personenbezeichnung (generisches Maskulinum, Schrägstrich-Schreibweise, Neutralisierung) unterschieden. Die Ergebnisse zeigen, dass die Textfassung keinen signifikanten Einfluss auf die Erinnerungsleistung ausübt. Auch hinsichtlich der subjektiv bewerteten Verständlichkeit und der Güte der Formulierungen traten keine wesentlichen Unterschiede zutage. Allerdings schnitt bei der Lesbarkeit die mit Schrägstrich-Schreibweise gestaltete Version signifikant schlechter ab als die generisch maskulin formulierte.

Braun et al. (2007: 188) analysierten den Einfluss verschiedener Personenbezeichnungsformen auf die kognitive Verarbeitung von Texten. Die Probanden lasen drei Versionen einer fiktiven Packungsbeilage, die hinsichtlich der Form der Personenbezeichnung (generisches Maskulinum, Beidnennung und Binnen-I) variierten. In Bezug auf alle drei Versionen ergaben sich ähnliche Werte,[36] interessant ist aber, dass Männer Texte mit generisch maskulinen Bezeichnungen als verständlicher bewerteten.

[35] Ihre Größenordnung ist nicht unbedeutend; Zifonun (2021: 153) legt dar, dass von den im „World Atlas of Language Structures" (WALS) behandelten 247 Sprachen weniger als die Hälfte über ein Genussystem verfügt.
[36] Grundsätzlich ähnlich fielen auch z.B. die Befunde von Friedrich/Heise (2019) aus.

In anderen Publikationen wird ausgeführt, dass die teilweise größere Komplexität genderorientierter Formulierungen und ihre geringere Vertrautheit sinnerfassendes Lesen und die Verarbeitung von Texten erschweren, so z.B. Payr (2021: 113), der sich allerdings auf keine evidenzgestützten Untersuchungsergebnisse bezieht.

Wie dem auch bei Deutschmuttersprachler(inne)n sein mag, bei Fremdsprachler(inne)n dürfte gelten, dass die komplizierteren Strukturen und Formen unökonomisch sind und das Erfassen der Kernaussage und somit die Verständlichkeit in welchem Ausmaß auch immer beeinträchtigen. Indes zählen Verständlichkeit und Sprachökonomie – zumal im Bereich DaF/DaZ und Auslandsgermanistik – als Qualitätskriterien für Texte. Bestimmt hängt der Schwierigkeitsgrad der Dekodierbarkeit nicht zuletzt von den einzelnen Textsorten ab, aber GS scheint für Fremdsprachige den Sprach- und Schrifterwerb auf keinen Fall zu erleichtern. Hierzu sind noch fundierte empirische Studien notwendig. Derzeit liegen erst nur episodische Beobachtungen vor, wie z.B. die Aussage einer Volkshochschul-Dozentin für DaF, die froh ist, „dass das sogenannte Binnen-I inzwischen oft ersetzt werde. In gedruckten Texten wie den Unterrichtsmaterialien gleiche das große I einem kleinen L. Wörter wie KundInnen seien für Nicht-Muttersprachler daher schwer zu lesen“.[37]

Das Portal „Deutsch-lernen-online“ des Goethe-Instituts wirbt gleich in den ersten zwei Sätzen mit der Formulierung „Jederzeit und überall: Lernen Sie Deutsch – online und in Goethe-Qualität. Egal, ob Sie Anfänger*in oder Fortgeschrittene*r sind“.[38] Ob diese Schreibung für Fremdsprachige wirklich so einladend wirkt?

Ein positiver Ertrag der GS-Auseinandersetzungen könnte hingegen darin bestehen – da DaF/DaZ-Vermittlung und Auslandsgermanistik immer auch Landeskunde-Unterricht sind bzw. sein sollten –, dass dieses Themengebiet Potenzial für kulturelles Lernen bietet. Es ist ein Anlass für die Lehrenden, die damit verbundenen Aspekte wie Gleichstellung oder „politische Korrektheit“ (PC) tiefer zu thematisieren.

3.3.4 Status der „Gendersprache“

Einen Zwang zum Gendern gibt es nicht. Das Bundesverfassungsgericht wies eine diesbezügliche Verfassungsbeschwerde ab und stellte in seinem Beschluss vom 26.05.2020, 1. Senat, 2. Kammer, auf Seite 2 fest, dass „das sogenannte generische Maskulinum (…) nach dem allgemeinen Sprachgebrauch und Sprachverständnis Personen jeden natürlichen Geschlechts erfasst“ (1 BvR 1074/18).[39]

Von der Orthographie her ist auf den Rat für deutsche Rechtschreibung, ein 41-köpfiges Gremium, zu verweisen, die – als die maßgebende Instanz in Fragen der Rechtschreibung! – in seinen Empfehlungen vom 26.03.2021 festhielt:

---

[37] Siehe https://www.news4teachers.de/2021/08/huerde-beim-deutschlernen-gendern-ist-ein-kniffliges-thema-fuer-migranten (Zugriff: 12.01.2023). Vgl. zu Leseschwäche Fußnote 48.

[38] Siehe https://www.goethe.de/de/spr/kup/kur/doln.html (Zugriff: 12.01.2023).

[39] Im Netz auffindbar unter: https://rewis.io/service/pdf/urteile/xqq-26-05-2020-1-bvr-107418.pdf (Zugriff: 12.01.2023).

> Der Rat hat (…) die Aufnahme von Asterisk („Gender-Stern“), Unterstrich („Gender-Gap“), Doppelpunkt oder anderen verkürzten Formen zur Kennzeichnung mehrgeschlechtlicher Bezeichnungen im Wortinnern in das Amtliche Regelwerk der deutschen Rechtschreibung zu diesem Zeitpunkt nicht empfohlen.[40]

Es fällt derweil auf, dass die aktuelle Ausgabe des Duden-Rechtschreibwörterbuchs (Dudenredaktion 2020) bereits im Inhaltsverzeichnis einen Abschnitt „Geschlechtergerechter Sprachgebrauch“ ausweist und auf Seite 112 eine Reihe von Genderschreibungen (mit Asterisk, Unterstrich etc.) aufführt. Wahrscheinlich bemerkt dabei nicht jeder Benutzer den kleinen Hinweis: „vom amtlichen Regelwerk nicht abgedeckt“.

3.3.5 Akzeptanz in der Bevölkerung

Aus repräsentativen Umfragen geht hervor, dass die große Mehrheit der deutschen Bevölkerung an GS nicht interessiert ist.

Um das zu illustrieren, sei zunächst eine vom Sender MDR initiierte Umfrage von Ende Juli 2021 mit 26.000 Befragten erwähnt. Hinsichtlich der Frage „Wie wichtig oder unwichtig ist Ihrer Meinung nach ‚geschlechtergerechte‘ Sprache?“ meinten 86% unwichtig und nur 16% wichtig. Die geschlechtliche Verteilung: Männer: 90% = unwichtig und 10% = wichtig; Frauen: 82% = unwichtig und 18% = wichtig.[41]

Zu ähnlichen Ergebnissen kam auch die vom Institut INSA-Consulere (Erfurt) durchgeführte empirische Befragung. Auf die Frage „Wie wichtig oder unwichtig ist Ihrer Meinung nach gendergerechte Sprache für die Gleichstellung der Frau in Deutschland?“ meinten nur 27,1% der Männer und 27,9% der Frauen: „sehr wichtig“ oder „eher wichtig“, insgesamt mehr als 60% hingegen „sehr unwichtig“ oder „eher unwichtig“. 75,3% lehnen gesetzliche Vorschriften zur Sprachneutralisierung ab.[42]

Eine RTL-Forsa-Umfrage ergab Ende Juli 2021 bei 2.000 Probanden, dass GS nur für 18% wichtig oder sehr wichtig ist: Männer: 4% sehr wichtig, 8% wichtig, 23% weniger wichtig und 64% gar nicht wichtig; Frauen: 6% sehr wichtig, 17% wichtig, 32% weniger wichtig und 45% gar nicht wichtig.[43]

Auch die Ergebnisse anderer Umfragen zeigen, dass gegenüber der GS in Öffentlichkeit und z.T. in Medien Vorbehalte bestehen. Bei Infratest Dimap lehnte Mitte Mai 2021 von den 1.200 Befragten mehr als die Hälfte (56%) ihre Verwendung ab und nur 35% befürworteten sie.[44] Im Rahmen einer Ende Mai 2021 durchgeführten „Spiegel“-Umfrage mit 5.010 Personen begrüßten bei der Frage „Wie bewerten Sie den Vorschlag, staatlichen Stellen gesetzlich zu verbieten

---

[40] Siehe https://www.rechtschreibrat.com/DOX/rfdr_PM_2021-03-26_Geschlechtergerechte_Schreibung.pdf (Zugriff: 12.01.2023).

[41] Vgl. https://www.mdr.de/nachrichten/deutschland/gesellschaft/mdrfragt-umfrage-ergebnis-deutliche-ablehnung-von-gendersprache-100.html (Zugriff: 12.01.2023).

[42] Vgl. https://vds-ev.de/pressemitteilungen/bundesbuerger-haben-nase-voll-von-gendersprache-und-debatte (Zugriff: 12.01.2023).

[43] Vgl. https://www.rtl.de/cms/umfrage-zum-gendern-das-denke-die-deutschen-ueber-die-sprache-4770234.html (Zugriff: 12.01.2023).

[44] Vgl. https://www.infratest-dimap.de/umfragen-analysen/bundesweit/umfragen/aktuell/vorbehalte-gegenueber-genderneutraler-sprache (Zugriff: 12.01.2023).

geschlechtergerechte Sprache zu benutzen?“ 53% ein Verbot, während sich nur eine Minderheit von 38% dagegen aussprach.[45]

4 Schlussfolgerungen

Es ist – besonders im Lichte der in Abschnitt 1 thematisierten relativen sprachmotivationalen Zurückhaltung in der deutschen Bevölkerung – zu begrüßen, dass anhand der GS-Debatte eine neue Sprachsensibilität, eine Schärfung des Sprachbewusstseins aufkam. Gut ist, dass über das Thema diskutiert wird, dass wir kommunizieren und reflektieren, wie man Sprache gebraucht. Gleichwohl kann dabei mitunter der Eindruck entstehen, dass fast schon eine Übersensibilisierung vorliegt.

Ein respektvoller Umgang und eine wertschätzende Haltung müssen zweifellos generell zu den Parametern einer modernen Gesellschaft gehören. Dabei ist jedoch die Unterscheidung zwischen Sprachsystem und Sprachverwendung (Kommunikation) wichtig: Das Genussystem, wie auch die gesamte morphologische Ordnung, ist im Deutschen als historisch gewachsenes und funktionierendes Medium mit einer 1500-jährigen Sprachgeschichte tief verankert, deshalb sind m.E. Augenmaß und Besonnenheit angeraten. Vollkommene Symmetrie gibt es im Kategoriengefüge natürlicher Sprachen ohnehin nicht. Außerdem kann Sprache die realen Verhältnisse dieser Welt weder passgenau erfassen und abbilden noch direkt verbessern, dient sie doch vor allem der Kommunikation. Folglich kann und soll das Wörterbuch kein Gleichstellungsorgan sein.

Heute eskaliert die GS-Diskussion gleichsam zu einem normativ-moralischen Paradigma (mit z.T. sogar aggressivem Moralisieren). Man hat dabei mitunter das Gefühl, dass manche Protagonist(inn)en exzessives Gendern mit „richtigem“ Bewusstsein, „richtiger“ Moral gleichsetzten. Gendernde betrachten sich oft als Avantgarde, fühlen sich als die „Humanen“ und maßen sich gleichsam eine moralische Hoheit sowie die Diskursmacht an; hingegen diffamieren sie die Gegner als reaktionär, die dem Fortschritt im Wege stehen. Beispielsweise liest man auf der Webseite des mit dem Deutschen Verlagspreis 2021 ausgezeichneten Verlags „w_orten & meer“, dass „die Ablehnung von gendergerechter Sprache eine patriarchale, weiße Agenda verfolgt“[46] oder der Sprachwissenschaftler Stefanowitsch (2018: 51) lässt Kritiker politisch korrekter Sprache indirekt in die Nähe von Sexisten, Rassisten usw. rücken. Indessen wittern radikale GS-Gegner einen zum Verfall des Deutschen führenden fundamentalen Angriff auf die Struktur der Sprache. Zu beiden Positionen sei kritisch angemerkt, dass die Linguistik als deskriptive Wissenschaft nicht zu einer Gesinnungswissenschaft verkommen sollte.

Bei der GS-Debatte ergibt sich ein entscheidendes Dilemma: Sollte sich sprachliche Sensibilität in einem offensiven Gendern oder eben im Gebrauch korrekter Morphologie, leistungsfähiger Syntax und reichen Vokabulars äußern?

---

[45] Vgl. https://www.spiegel.de/politik/deutschland/spiegel-umfrage-haelfte-der-deutschen-befuerwortet-gender-verbot-fuer-staatliche-stellen-a-f611d490-cf36-4358-9054-f08392af9fdf (Zugriff: 12.01.2023). Bei einer noch neueren (regionalen) Umfrage des Mindener Tageblattes Anfang Dezember 2021 mit 3.318 Befragten sprachen sich lediglich 14 Prozent für eine GS aus. Vgl. https://www.mt.de/lokales/minden/MT-Umfrage-zum-Thema-Gendern-Nur-zwoelf-Prozent-wollen-das-Sternchen-23166562.html (Zugriff: 12.01.2023).

[46] https://wortenundmeer.net/tag/jan-sammla (Zugriff: 12.01.2023).

Ferner kann man sich fragen, ob eine geschichtlich entstandene und gewachsene Sprache überhaupt gerecht sein kann? Denn ‚gerecht' ist keine linguistische, sondern eine philosophische und gesellschaftswissenschaftliche Kategorie. Sprache ist weder gerecht noch ungerecht. Hier sind die erwähnten zwei verschiedenen Ebenen zu unterscheiden. An sich ist Sprache ein abstraktes System, also ein Objekt, das außerhalb der Maßstäbe von Gerechtigkeit steht. Hingegen kann – und m.E. sollte – man in seinem sprachlichen Handeln, also in der Kommunikation, möglichst fair, d.h. „gerecht", vorgehen, genauer so, dass Angesprochene das als gerecht empfinden. Da Sprache also im Gender-Zusammenhang weniger als System, vielmehr als Verwendung eine Rolle spielen sollte und weil Gerechtigkeit, wie gesagt, keine linguistische Kategorie ist, wäre es wohl angebrachter, statt von GS eher von einer geschlechtersensiblen Ausdrucksweise oder von einem geschlechtersensiblen kommunikativen Habitus zu sprechen.

Wenn man mit Mitteln der Sprache eine weitgehende Gerechtigkeit erzielen wollte, müsste man außer der Genderfrage auch z.B. an die Menschen mit verschiedenen Behinderungen denken. Wir sagen doch automatisch z.B. *Auf Wiedersehen!*, obwohl wir mit diesen Grußformeln, streng genommen, die sehbehinderten Menschen in gewissem Sinne ausschließen.[47] Dies zeigt sich nicht nur, wie angesprochen, in symbolisch-prinzipieller Hinsicht, sondern auch technisch: Die GS verursacht wegen der Sonderzeichen Probleme beim Vorlesen mit einem Bildschirmlesegerät. So macht die Bildschirmlesesoftware aus *LehrerInnen* „Lehrer innen" und aus *Polizist:innen* „Polizist Doppelpunkt innen".[48]

Die zentrale Argumentationslinie der GS lautet, dass Frauen benachteiligt werden, weil sie in der Sprache unsichtbar sind, sodass Sprache reformiert werden muss, was sich dann auf die Gesellschaft auswirkt. Wie Prewitt-Freilino/Caswell/Laakso (2012: 272) formulieren: „Because the gendering of language has the power to impact how we think at an individual level, systems of language have the potential to shape entire social structures". Wenn das wirklich so wäre, müsste es in genuslosen Sprachkulturen wie Türkisch, Kasachisch, Ungarisch oder Japanisch mit der Gleichberechtigung der Frauen optimal aussehen. Aber auch zeitgenössische Forschungsergebnisse zeigen: „In the final analysis, the decisive factor for ‚sexism' in a language is the social construction of gender and the social treatment of women and men and not its grammatical structure" (Braun 2001: 306). Selbst die feministische Apologetin McConnell-Ginet (2014: 36) räumt ein: „To what extent the kind of gender system in a language constrains or promotes gender equity is not clear". Dem kann zusammenfassend nur hinzugefügt werden: Nicht Sprache verändert die Gesellschaft, sondern umgekehrt.

Andererseits lassen sich GS-Gegner in ihrem Eifer zuweilen zu Übertreibung und Falschdeutungen hinreißen: Ein Politiker regte sich kürzlich über das Wort *Fahrspurende* in einem Artikel der „Berliner Zeitung" auf, indem er das Kompositum offenbar für eine geschlechtsneutrale Partizipialbildung von *Fahrspur* hielt (ähnlich wie beispielsweise *Studierende* statt

[47] Etwas polemisch formuliert: Inklusive Sprachverwendungen sollen alle berücksichtigen, sie grenzen aber unter Umständen Menschen aus.

[48] Ferner kann man auch an Autisten, Legastheniker und Lernbehinderte sowie an Schüler mit einer Lese-Rechtschreib-Schwäche denken, die bei der Verwendung von GS zusätzliche Schwierigkeiten haben.

Studenten). Gemeint hatte die Redaktion aber das Ende einer Fahrspur.[49] Ein analoger Fall ereignete sich anhand des Wortes *Drehende*, gegen welches ein Sprachverein protestierte, obwohl es schlicht und einfach um das Ende eines Drehs ging.[50]

Man kann ohne Übertreibung festhalten, dass das GS-Thema zweifellos polarisiert; es ist sozusagen ein Wespennest, nahezu ein Schlachtfeld zwischen oft übermotivierten „Gerechtigkeitsherstellern" und rigiden „Genderskeptikern". Dieser Streit ums Gendern entzweit die Gesellschaft. Statt aufgeheizter rechthaberischer Debatten wären mehr Sachlichkeit und Gelassenheit beim Diskurs rund um eine geschlechtersensible Ausdrucksweise zu wünschen. So plädiere ich gegen Über- und für Augenmaß – ganz gemäß der alten Devise „Leben und leben lassen". Wer gendern will, soll das tun. Wer das nicht will, soll es nicht tun. Doch keiner soll dem andern vorschreiben, was er zu tun oder zu lassen habe. Besonders in einer Gesellschaft, die achtsam, rücksichtsvoll und tolerant mit sich, mit ihren Minderheiten, aber auch mit ihren Mehrheiten umgeht. Denn die deutsche Sprache gehört doch allen Deutschsprecher(inne)n, ob als Mutter- oder als Fremd-/Zweitsprache.

Zusammenfassend befürworte ich eine respektvolle Kommunikationskultur und dabei eine reflektierte Verwendung von geschlechterbezogenen Bezeichnungen, stelle aber grammatische/ orthographische Korrektheit, Verständlichkeit, Sprachökonomie und guten Lesefluss über eine kompromisslose Umsetzung eines durchgreifenden Genderns. Folglich lautet meine Gesamtbilanz kurzgefasst: Es ist im Grunde ein ehrbares Ansinnen, die Sprache fair zu gestalten und die Gleichsetzung der Geschlechter sprachkommunikativ auszudrücken. Dennoch: Gut gemeint ist nicht immer gut gemacht.

Literatur

Ängsal, Magnus P. (2018). Vom Sprachsystem und Sprachgebrauch zur sprachlichen Konstruktion von Wirklichkeit. Denkstilwandel in der linguistischen Geschlechterforschung. In: Andersen, Christiane/Fix, Ulla/Schiewe, Jürgen (Hrsg.): *Denkstile in der deutschen Sprachwissenschaft: Bausteine einer Fachgeschichte aus dem Blickwinkel der Wissenschaftstheorie Ludwik Flecks*. Berlin: Erich Schmidt. S. 97–136.

Becker, Karl Ferdinand (1824). *Die deutsche Wortbildung oder die organische Entwickelung der deutschen Sprache in der Ableitung*. Frankfurt a. M.: Verlag der hermannschen Buchhandlung.

Becker, Karl Ferdinand (1836–1839). *Ausführliche deutsche Grammatik als Kommentar der Schulgrammatik: statt einer zweiten Auflage der deutschen Grammatik*. Frankfurt a. M.: Salzwasser.

Braun, Friederike (2001). The Communication of Gender in Turkish. In: Hellinger, Marlies, Bußmann, Hadumod (eds): *Gender Across Languages 1: The Linguistic Representations of Women and Men*. Amsterdam: John Benjamins. S. 283–310.

Braun, Friederike/Oelkers, Susanne/Rogalski, Karin/Bosak, Janine/Sczesny, Sabine (2007). ‚Aus Gründen der Verständlichkeit…': Der Einfluss generisch maskuliner und alternativer

[49] Siehe https://www.augsburger-allgemeine.de/panorama/Berlin-Gunnar-Lindemann-und-Fahrspurende-Das-sind-die-Reaktionen-auf-Twitter-id57828961.html (Zugriff: 12.01.2023).

[50] Siehe https://www.rnd.de/medien/drehende-peinliche-verwechslung-bei-twitter-verein-deutsch-sprache-kann-nicht-lesen-BCPDG6WNSVHQJMWH5SYV7TER7I.html (Zugriff: 12.01.2023).

Personenbezeichnungen auf die kognitive Verarbeitung von Texten. *Psychologische Rundschau* 58. 3. S. 183–189.

Brosch, Cyril (2021). *Geschlechtergerechte Sprache. Ein Alternativvorschlag für die sog. ‚geschlechtergerechte Sprache'*. http://cyrilbrosch.net/bl/thesen/geschlechtergerechte-sprache#sdfootnote1sym. 16. Dezember 2021.

Derrida, Jacques (1972). *Positions. Entretiens avec Henri Ronse, Julia Kristeva, Jean-Louis Houdebine, Guy Scarpetta*. Paris: Passagen.

Diewald, Gabriele (2018). Zur Diskussion: Geschlechtergerechte Sprache als Thema der germanistischen Linguistik – Exemplarisch exerziert am Streit um das sogenannte generische Maskulinum. *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 46. 2. S. 283–299.

Diewald, Gabriele (2020). „Alles ändert sich, aber nichts von allein". Eine Standortbestimmung zum Thema geschlechtergerechte Sprache. *Der Sprachdienst* 64. 1–2. S. 1–14.

Doleschal, Ursula (2002). Das generische Maskulinum im Deutschen. Ein historischer Spaziergang durch die deutsche Grammatikschreibung von der Renaissance bis zur Postmoderne. *Linguistik online* 11. 2. S. 39–70.

Dudenredaktion (Hrsg.) (2020). *Duden. Die deutsche Rechtschreibung*. 28., völlig neu bearb. u. erw. Auflage. Berlin: Dudenverlag.

Eisenberg, Peter (1986). *Grundriß der deutschen Grammatik*. Stuttgart: Springer.

Eisenberg, Peter (2020). Die Vermeidung sprachlicher Diskriminierung im Deutschen. *Der Sprachdienst* 64. 1–2. S. 15–30.

Friedrich, Markus C. G./Heise, Elke (2019). Does the Use of Gender-fair Language Influence the Comprehensibility of Texts? An Experiment Using an Authentic Contract Manipulating Single Role Nouns and Pronouns. *Swiss Journal of Psychology* 78. 1–2. S. 51–60.

Gärtig, Anne-Kathrin/Plewnia, Albrecht/Rothe, Astrid (2010). *Wie Menschen in Deutschland über Sprache denken. Ergebnisse einer bundesweiten Repräsentativerhebung zu aktuellen Spracheinstellungen*. Mannheim: IDS.

Grimm, Jacob (1984). Über Schule, Universität, Academie. In: Neumann, Werner/Schmidt, Hartmut (Hrsg.): *Reden in der Akademie*. Berlin: De Gruyter. S. 212–249. [Erstveröffentlichung: 1849.]

Guentherodt, Ingrid/Hellinger, Marlis/Pusch, Luise F./Trömel-Plötz, Senta (1980). Richtlinien zur Vermeidung sexistischen Sprachgebrauchs. *Linguistische Berichte* 69. S. 15–21.

Gygax, Pascal/Gabriel, Ute/Sarrasin, Oriane/Oakhill, Jane/Garnham, Alan (2008). Generically intended, but specifically interpreted: When Beauticians, Musicians, and Mechanics are all Men. *Language and Cognitive Processes* 23. 3. S. 464–485.

H. Varga, Márta (2016). A „nem" (sexus, genus) fogalma néhány európai nyelvben. *Nyelvtudományi Közlemények* 112. S. 299–322.

Hajnal, Ivo (2002). *Feministische Sprachkritik und historische Sprachwissenschaft. Die unterschiedlichen Sichtweisen der Kategorie Genus in Syn- und Diachronie*. Innsbruck. https://sprawi.at/files/hajnal/a9_fem_hist_sprawi.pdf. 15. Dezember 2021.

Harnisch, Rüdiger (2016). Das generische Maskulinum schleicht zurück. Zur pragmatischen Remotivierung eines grammatischen Markers. In: Bittner, Andreas/Spieß, Constanze (Hrsg.): *Formen und Funktionen. Morphosemantik und grammatische Konstruktion*. Berlin: De Gruyter. S. 159–174.

Hartmann von Aue (2001). *Iwein*. Text und Übersetzung. 4., überarb. Auflage. Berlin: De Gruyter.

Hornscheidt, Lann/Sammla, Ja'n (2021). *Wie schreibe ich divers? Wie spreche ich gendergerecht? Ein Praxis-Handbuch zu Gender und Sprache*. Hiddensee: w_orten & meer.

Irmen, Lisa, Linner, Ute (2005). Die Repräsentation generisch maskuliner Personenbezeichnungen. Eine theoretische Integration bisheriger Befunde. *Zeitschrift für Psychologie* 213. 3. S. 167–175.

Jakobson, Roman (1939). Signe zero. In: Séchehaye, Alberg et al. (ed.): *Mélanges de linguistique offerts à Charles Bally : sous les auspices de la Faculté des lettres de l'Université de Genève par des collègues, des confrères des disciples reconnaissants*. Genève: Georg et Cie, S.A. S. 143–152.

Keller, Gottfried (1985). Der grüne Heinrich. Erste Fassung. In: Böning, Thomas/Kaiser, Gerhard (Hrsg.): *Sämtliche Werke in sieben Bänden*. Band 2. Frankfurt a. M.: Deutscher Klassiker Verlag.

Klein, Josef (1988). Benachteiligung der Frau im generischen Maskulinum – Eine feministische Schimäre oder psycholinguistische Realität? In: Oellers, Norbert (Hrsg.): *Das Selbstverständnis der Germanistik. Aktuelle Diskussionen*. Tübingen: Niemeyer. S. 310–319.

Kluge, Friedrich (1975). *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*. 21. unveränd. Auflage. Berlin: De Gruyter.

Körner, Anita/Abraham, Bleen/Rummer, Ralf/Strack, Fritz (2022). Gender Representations Elicited by the Gender Star Form. *Journal of Language and Social Psychology* 41. 5. S. 553–571.

Kotthoff, Helga/Nübling, Damaris (unter Mitarbeit von Claudia Schmidt) (2018). *Genderlinguistik. Eine Einführung in Sprache, Gespräch und Gesellschaft*. Tübingen: Narr Francke Attempto.

Lobin, Henning (2021). *Sprachkampf. Wie die Neue Rechte die deutsche Sprache instrumentalisiert*. Berlin: Dudenverlag.

Löhr, Ronja A. (2021). Gendergerechte Personenbezeichnungen 2.0. Wie nichtbinäre Personen den Genderstern und andere Bezeichnungsvarianten beurteilen. *Muttersprache* 131. 2. S. 172–182.

McConnell-Ginet, Sally (2014). Gender and its Relation to Sex: The Myth of 'natural Gender'. In: Corbett, Greville G. (ed.): *The Expression of Gender*. Berlin: De Gruyter Mouton. S. 3–38.

McWhorter, John H. (2014). *The Language Hoax. Why the world looks the same in any language*. Oxford: Oxford University Press.

Meier-Brügger, Michael (unter Mitarbeit von Matthias Fritz und Manfred Mayrhofer) (2010). *Indogermanische Sprachwissenschaft*. 9., durchges. und erg. Auflage. Berlin: De Gruyter.

Neef, Martin (2018). Das Konzept des sogenannten ‚Geschlechtergerechten Sprachgebrauchs' aus sprachwissenschaftlicher Sicht. In: Lang-Groth, Imke/Neef, Martin (Hrsg.): *Facetten der deutschen Sprache*. Berlin: Peter Lang. S. 41–66.

Payr, Fabian (2021). *Von Menschen und Mensch*innen. 20 gute Gründe, mit dem Gendern aufzuhören*. Wiesbaden: Springer.

Pöschko, Heidemarie/Prieler, Veronik (2018). Zur Verständlichkeit und Lesbarkeit von geschlechtergerecht formulierten Schulbuchtexten. *Zeitschrift für Bildungsforschung* 8. 1. S. 5–18.

Prewitt-Freilino, Jennifer L./Caswell, T. Andrew/Laakso, Emmi K. (2012). The Gendering of Language: A comparison of gender equality in countries with gendered, natural gender, and genderless languages. *Sex Roles: A Journal of Research* 66. 3–4. S. 268–281.

Pusch, Luise F. (1985). Weibliche Personenbezeichnungen als Mittel weiblicher Realitätsdefinition. In: Kürschner, Wilfried/Vogt, Rüdiger (Hrsg.) (unter Mitarbeit von Sabine Siebert-Neumann): *Sprachtheorie, Pragmatik, Interdisziplinäres. Akten des 19. Linguistischen Kolloquiums, Vechta 1984*. Band 2. Tübingen: Niemeyer. S. 257–273.

Pusch, Luise F. (2017). Unsere Grammatik bevorzugt Männer. *Anschläge. Das feministische Magazin* 8/2017. https://anschlaege.at/unsere-grammatik-bevorzugt-maenner. 15. Dezember 2021.

Reichmann, Oskar/Wegera, Klaus-Peter (Hrsg.) (1993). *Frühneuhochdeutsche Grammatik*. Tübingen: Niemeyer.

Reiner, Franz (2020). *„Gender" – Muss oder Unsinn? Hintergründiges zum Gendern*. Vortrag an der Wirtschaftsuniversität Wien in der Reihe „WU matters, WU talks", 17. Januar 2020.

Šastina, Jelena M./Jakubova, Diana R. (2018). Problema gendernoj reprezentacii v sovremennom nemeckom jazyke (na primere obraščenij). In: Achmetov, I. G. (gl. red.): *Filologija i lingvistika v sovremennom mire. Materialy II Meždunarodnoj naučnoj konferencii (g. Moskva, ijul' 2018 g.)*. Moskva. S. 24–29.

Schmidt, Wilhelm (2013). *Geschichte der deutschen Sprache. Ein Lehrbuch für das germanistische Studium*. 11., verb. und erw. Auflage. Stuttgart: S. Hirzel.

Stahlberg, Dagmar/Sczesny, Sabine (2001). Effekte des generischen Maskulinums und alternativer Sprachformen auf den gedanklichen Einbezug von Frauen. *Psychologische Rundschau* 52. 3. S. 131–140.

Stefanowitsch, Anatol (2018). *Eine Frage der Moral. Warum wir politisch korrekte Sprache brauchen*. Berlin: Dudenverlag.

Sturm, Afra (Bearb.)/Gallmann, Peter/Lindauer, Thomas (Hrsg.) (2015). *Schweizer Schülerduden. Rechtschreibung*. Neuausgabe 2006. 7., unveränd. Auflage. Berlin: Dudenverlag.

Sylvain, Cabala de/Balzer, Carsten (2008). Die Sylvain-Konventionen. Versuch einer ‚geschlechtergerechten' Grammatik-Transformation der deutschen Sprache. *Liminalis* 2. S. 40–53.

Trömel-Plötz, Senta (1978). Linguistik und Frauensprache. *Linguistische Berichte* 57. S. 49–68.

Trömel-Plötz, Senta (2010). Von Frauensprache zu frauengerechter Sprache. In: Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hrsg.): *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie*. 3., erw. u. durchges. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 756–759.

Trömel-Plötz, Senta/Guentherodt, Ingrid/Hellinger, Marlis/Pusch, Luise F. (1981). Richtlinien zur Vermeidung sexistischen Sprachgebrauchs. *Linguistische Berichte* 71. S. 1–7.

Weber, Doris (2001). *Genus. Zur Funktion einer Nominalkategorie, exemplarisch dargestellt am Deutschen*. Frankfurt a. M.: Peter Lang.

Wetschanow, Karin (2017). Von nicht-sexistischem Sprachgebrauch zu fairen W_ortungen – Ein Streifzug durch die Welt der Leitfäden zu sprachlicher Gleichbehandlung. In: Spieß, Constanze/Reisigl, Martin (Hrsg.): *Sprache und Geschlecht*. Band 1: *Sprachpolitiken und Grammatik*. Duisburg: Universitätsverlag Rhein-Ruhr. S. 33–59.

Whorf, Benjamin Lee (1956). Science and Linguistics. In: Carroll, John B. (ed.): *Language, Thought and Reality. Selected Writings of Benjamin Lee Whorf*. Cambridge, Mass.: Wiley. S. 207–219. [First published: 1940.]

Winawer, Jonathan/Witthoft, Nathan/Frank, Michael C./Wu, Lisa/Wade, Alex R./Boroditsky, Lera (2007). The Russian Blues Reveal Effects of Language on Color Discrimination. *Proceedings of the National Academy of Sciences* 104. 19. S. 7780–7785.

Wolff, Phillip/Holmes, Kevin J. (2011). Linguistic relativity. *Wires Cognitive Science* 2. 3. S. 253–265.

Zifonun, Gisela (2021). *Das Deutsche als europäische Sprache. Ein Porträt*. Berlin: De Gruyter.

Manuskriptschluss: 15. Januar 2023